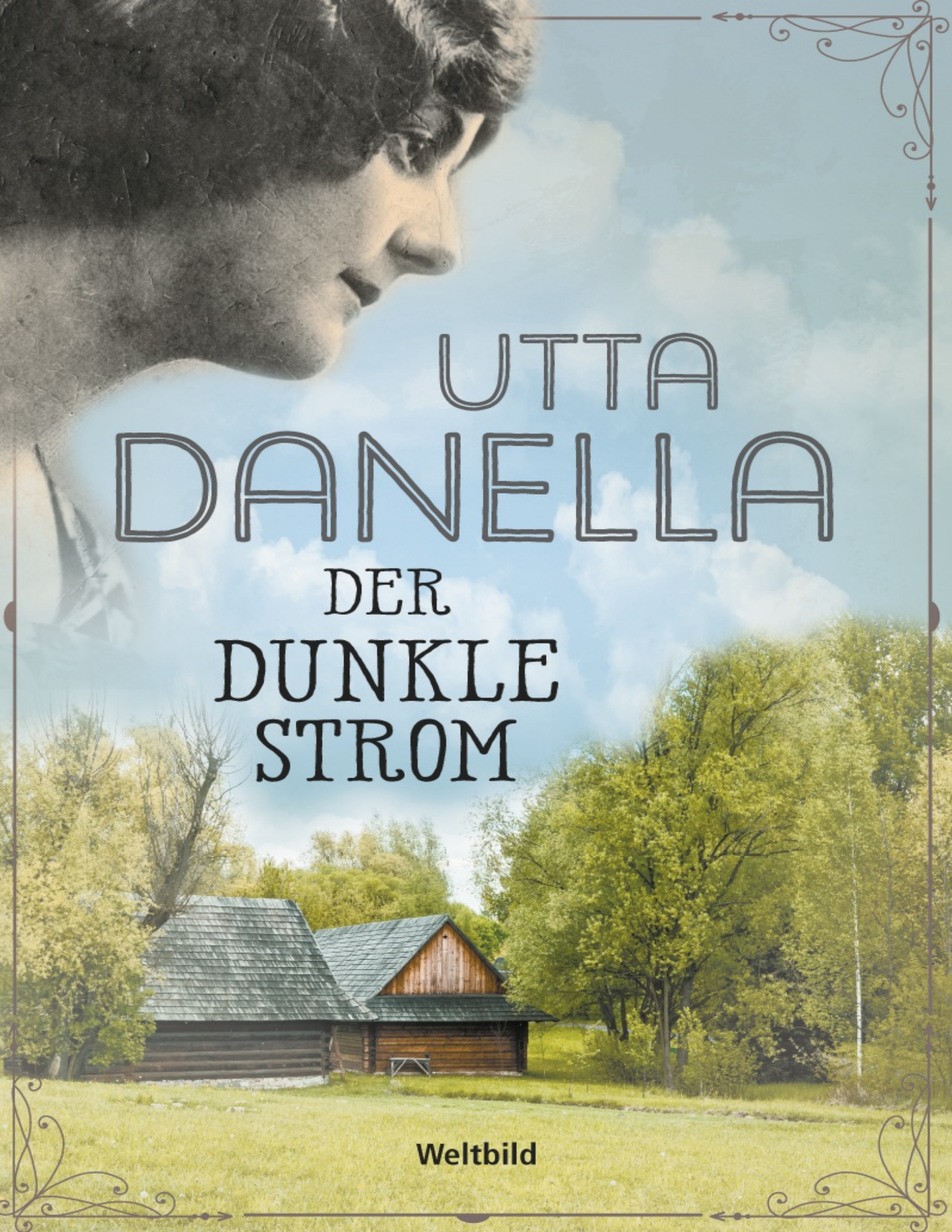
UTTA
DANELLA
DER
DUNKLE
STROM
Weltbild

Als das 19. Jahrhundert sich dem Ende neigt, kommt Nina Nossek in einer schlesischen Provinzstadt zur Welt. Das kluge, lebenshungrige Mädchen ist entschlossen, sich einen Platz in der Welt zu erobern – allen Widerständen zum Trotz. Während um sie die alte Gesellschaft mit ihren vertrauten Werten und Richtlinien in Stücke bricht, kämpft Nina unverdrossen um ihre Liebe und ihre Familie. Und so schwer die Rückschläge, die sie einstecken muss, auch sind – Nina gibt nicht auf ...

**Nina Nossek-Trilogie**

Der dunkle Strom
Flutwelle
Die Unbesiegte

Utta Danella

# Der dunkle Strom

Roman

Weltbild

## Die Autorin

Utta Danella (Utta Denneler) wurde am 18. Juni 1920 in Leipzig geboren. Mit 14 Jahren verfasste sie heimlich ihren ersten Roman, zudem nahm sie Schauspielunterricht – sie träumte davon, Schauspielerin oder Musikerin zu werden. Nach dem Abitur musste sie ein begonnenes Studium aus Geldmangel aufgeben. Anschließend arbeitete sie für kurze Zeit als Mannequin, sowie für Radiosender und Zeitungsverlage, zudem schrieb sie Kurzgeschichten. Anfang der 50er Jahre heiratete sie Hermann Schneider. Mit ihm kam Utta Danella nach München, wo sie 1956 vom Verleger Franz Schneekluth entdeckt wurde. Damit begann ihre Karriere als Schriftstellerin, die dank ihrer weltweit vorhandenen Fans bis heute andauert. 1999 wurde Utta Danella für ihre Verdienste um die deutsche Literatur zudem das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse verliehen.
Die beliebte Autorin verstarb 2015 in München, im hohen Alter von 95 Jahren.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2019 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Copyright © 2019 by Erbengemeinschaft Utta Danella (www.uttadanella.de)
Die deutsche Erstausgabe ist 1977 im Hoffmann & Campe Verlag erschienen.
Dieses Werk wurde vermittelt durch AVA international GmbH, München, www.ava-international.de
Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising
Titelmotiv: istockphoto
E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara
ISBN 978-3-96377-061-6

Es ist ein Augenblick, und alles wird verwehn.
Eduard Mörike

Erzählt werden soll hier die Geschichte einer Frau, und zwar die ganze Geschichte, die Geschichte des Kindes, des jungen Mädchens, der erwachsenen, der reifen Frau. Sie wird Zeit brauchen, diese Geschichte, sie lässt sich nicht im Handumdrehen erzählen, wenn man sie verständlich erzählen will. Denn zu dieser Person gehören auch Umwelt, Raum und Zeit, andere Personen, die zu ihr in Beziehung stehen, in wichtiger oder weniger wichtiger. Aber es ist unmöglich, am Anfang zu entscheiden, was oder wer wichtig ist für ein Leben. Eine flüchtige Begegnung kann sich plötzlich oder auch an einem späteren Tag als sehr folgenreich und bedeutungsvoll erweisen, weswegen auch die flüchtigen Begegnungen ein Anrecht darauf haben, verzeichnet zu werden.
Das Allerwichtigste aber ist die Zeit. Die Zeit, in die ein Mensch hineingeboren wird, in der er lebt und die er sich nicht aussuchen kann. Ebenso wenig kann er sich seine Eltern, seine Geschwister, seine Familie aussuchen. In dieser Beziehung ist eine schicksalhafte Vorbestimmung gegeben. Im weiteren Verlauf des Lebens ist vieles in des Menschen Hand gegeben; er kann einen Ort verlassen, der ihm nicht zusagt, und er kann sich von Menschen abwenden, sogar von sehr nahen Menschen, wenn er sie nicht um sich haben will. Keiner aber kann, und dies ein Leben lang, seiner Zeit entfliehen. Sie ist ein absoluter und tyrannischer Gefährte für den Lebensweg eines Menschen – ich meine in diesem Fall die Zeit begriffen als geschichtliche, als historische Tatsache –, ein Gefährte, sagte ich, dem keiner sich entziehen kann, auch wenn er ihm noch so unsympathisch und schwer erträglich erscheint, auch wenn er viel lieber eine andere Zeit um sich und mit sich hätte, eine fröhliche beispielsweise, eine unbeschwerte, vielleicht lieber eine langweilige oder auch eine prächtige. Mag sein, der eine oder andere wünscht sich eine heroische Zeit als seinen Begleiter, weil er das Gefühl hat, er sei im Grunde zum Helden geboren und nur eine friedlich ruhige Zeit verhindere seine rechte Entfaltung.
Wie dem auch sei, sie ist da, die Zeit, in der man lebt, in der man leben muss, man kann sie nicht wählen.
Im Fall unserer Geschichte ist es die Zeit unseres Jahrhunderts, keine friedliche, keine fröhliche, keine prächtige, auch keine heroische Zeit, ganz im Gegenteil, eine böse, eine feindselige Zeit, die mehr nahm als sie gab, eine verdammte Zeit in diesem verdammten Jahrhundert des Unfriedens, der Kriege, der Unsicherheit, eine Zeit der großen Veränderungen. Sie brachte das Ende einer Epoche, und die Frage, ob eigentlich eine neue begonnen hat, kann ich nicht beantworten.
Ich möchte eher sagen, Nein. Denn von Unsicherheit sind wir noch immer umgeben, die Wurzeln hängen in der Luft, die Heimatlosigkeit, die Orientierungslosigkeit der Menschheit besteht fort und verstärkt sich mehr und mehr, und daran haben auch die verschiedenen Heilslehren politischer Art nicht das Geringste geändert, denn wer weiß eigentlich, wie er es haben will?
Fragt sich, ob das jemals anders war auf dieser Erde, ob der Mensch nicht, mit einem Fluch ins Leben geschickt, verflucht war, ist und bleiben wird, heimatlos, wurzellos, geplagt und gedemütigt zu sein, und sein Los ist es, die Jahre seines Lebens auf irgendeine halbwegs erträgliche Weise hinter sich zu bringen.
Die Frau, von der hier erzählt werden soll, sie heißt Nina Jonkalla, ist geboren im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, und das war, gemessen an dem, was danach kam,

eine relativ gute, friedliche und freundliche Zeit, eine Zeit der Ordnung und Sicherheit. Also das, was Menschen im Grunde sehr gernhaben, auch wenn sie geneigt sind, sich gelegentlich darüber lustig zu machen oder gegen allzu viel Ruhe ein wenig zu rebellieren. Das sei jedem unbenommen; aber vor die Wahl gestellt, in welcher Zeit einer leben möchte, wird fast jeder, wenn er ehrlich ist, eine ruhige, friedliche und freundliche Zeit als Lebensbegleiter vorziehen, ausgenommen die paar echten und vielen falschen Helden, die es gern heroisch hätten.
Aber nur Ninas Kindheit und Jugend fielen in diese Zeit, dann war es schon da, das verdammte Jahrhundert, und brachte mit sich die großen Veränderungen. Mit dem Ersten Weltkrieg ging eine Epoche zu Ende, unwiederbringlich, und, ich bleibe dabei, eine neue hat noch nicht begonnen. Die Zäsur des ersten großen Kriegs war so tiefgehend, der zweite Krieg gehört im Grunde noch dazu, als seine Fortsetzung, und was das Jahrhundert bringen wird, bis es zu Ende gegangen ist, daran wagt man meist kaum zu denken.
Es wird heute so viel geredet von der Bewältigung der Vergangenheit, und gemeint ist damit eine ganz bestimmte, kurze Zeitspanne, die Zeit des Dritten Reichs, aber sie genügt nicht, man muss weiter zurückgehen, man kann diesen Ausschnitt, diese wenigen Jahre unseres Jahrhunderts nicht für sich allein sehen und bewältigen, man muss die Epoche bewältigen; wie ich fürchte, eine Aufgabe, die über eines Menschen Kraft geht. Das Erdbeben, das im Sommer 1914 ausbrach, ist bis heute nicht zur Ruhe gekommen, es brodelt weiter unter unseren Füßen, millimeterdünn ist die Haut, auf der wir leben, und keiner weiß, ob und wann sie wieder auseinanderreißt. Nur ein so erstaunliches Wesen wie der Mensch, der es fertigbringt, sich mit allen Bedingungen zu arrangieren, kann auf dieser Erde leben und überleben.
Für eines Menschen Leben sind zehn Jahre, sind zwanzig Jahre viel Zeit, aber es ist zu wenig, um einen Überblick über eine Epoche zu gewinnen. Noch leben zahlreiche Menschen unter uns, die das ganze Jahrhundert erlebt und erlitten haben, vielleicht verstehen sie ein wenig mehr von ihrer Zeit, vielleicht aber macht das große Geschenk der Götter an den Menschen, das Geschenk des Vergessenkönnens, auch sie nicht zu brauchbaren Zeugen.
Fragt man sie nach der vergangenen Zeit, lautet ihre Antwort fast immer: Damals war es anders.
Manche sagen auch: Es war besser.
Besser oder schlechter, anders war es wohl in jedem Fall. Die Sicherheit der Familie war gegeben, der ruhende Pol einer Heimat, die Geborgenheit in einem Glauben, die Zeit, um Zeit zu haben.
Begleiten wir Nina auf ihrem Lebensweg durch diese ihre Zeit, durch dieses Jahrhundert. Um es vorweg zu sagen: Sie ist keineswegs eine ungewöhnliche Frau, weder besonders schön, noch besonders klug, weder mit besonderen Talenten ausgestattet, noch in irgendeiner Weise erfolgreich. Ein Durchschnittsmensch mit einem Durchschnittsleben. Möglicherweise hatte sie Gaben und Talente, die sie nur nicht zu nutzen verstand, ein Schicksal, das sie mit vielen Menschen teilt, denn fast jeder nimmt sich mehr vor, als er wirklich vermag. Und nicht selten ist die Zeit, seine Zeit, daran schuld, dass er nicht das Beste aus sich und seinem Leben machen kann. Oft ist es das Zweit- und Drittbeste,

wenn nicht noch weniger.
Und wozu dann all die Qual? Wozu die Tage und Nächte, die erbarmungslos kommen und gehen und Stück für Stück unser Leben mit sich nehmen, fortgeschwemmt im dunklen Strom der Zeit, unwiederbringlich, unwiederholbar, verloren auf ewig. Nicht eine Stunde, nicht eine Minute vermag der Mensch festzuhalten, von allem Anbeginn war es so und wird so bleiben bis in alle Ewigkeit. Verspielt, vertan und dann vorbei. Keiner wird je verstehen, was mit ihm geschieht. Und keiner weiß warum, doch er liebt das Leben, trotz allem, was geschieht.

# Tage und Nächte

## 1925

Ein Tag wie dieser war nicht wert, dass man ihn gelebt hatte. Es war ein ganz gewöhnlicher Tag gewesen, irgendeiner zwischen gestern und morgen. Von früh an bis in die Nachtstunden hinein hatte er auf ihr gelastet wie ein Stein, den sie gern von sich geworfen hätte, aber wann hätte man jemals einen Tag wegwerfen, nur einen auslassen können. Ihr Körper wehrte sich mit stechenden Kopfschmerzen, ihre Seele verfiel in tiefe Depression, ein Zustand, der gar nicht zu ihr passte. Ihr kam es vor, als habe ihr ganzes bisheriges Leben nur aus Enttäuschungen, aus betrogenen Hoffnungen und unerfüllten Wünschen bestanden. Darüber geriet sie in wilde Wut: Sie war wütend auf sich selbst, auf die anderen, auf das Leben.

Mit Vehemenz warf sie das Glas an die Wand, es zerklirrte, und der Cognac floss über den hellen Sessel, tropfte auf den Teppich.

Eine Weile starrte sie Sessel und Teppich an, noch ganz verkrampft von ihrem Wutanfall, dann sank die Wut in ihr zusammen wie ein Luftballon, den man angestochen hatte. »Das hast du davon, du Gans«, sagte sie laut, »jetzt kannst du sehen, wie du die Flecken herausbringst.« Aber sie rührte sich nicht, dachte keineswegs daran, einen Lappen zu holen, sah stattdessen zu, wie die Flüssigkeit versickerte.

Man würde es kaum sehen. Außerdem war Personal im Haus, und Marleen war reich genug, sich einen neuen Sessel und einen neuen Teppich zu kaufen. Zehn von jedem, wenn sie wollte. Ehrlich sich selbst gegenüber, wie Nina immer war, gestand sie sich ein, dass es nicht zuletzt der Neid auf Marleen war, der sie in diese düstere Stimmung versetzt hatte.

Marleen, oberflächlich und verlogen, und dabei doch immer vom Glück begünstigt, geliebt, verwöhnt, von den Menschen und vom Schicksal.

So war das Leben. Es war kindisch, sich darüber zu empören, sich zu ärgern, sich zu grämen. Es war nur die Ungerechtigkeit, die sie so schwer ertrug. Die sie als Kind schon nicht ertragen hatte. Ungerecht war es vom Schicksal, dass sie alles verlor, was sie liebte. Sie würde nie darüber hinwegkommen, dass es Erni nicht mehr gab. Es schmerzte wie eine Wunde, die niemals heilen konnte, und wenn sie versuchte, nicht daran zu denken, gelang es nur für kurze Zeit, dann kehrten ihre Gedanken zu ihm zurück, und der Schmerz war wieder da, heftiger als zuvor.

Auch der Mann, von dem sie geglaubt hatte, er liebe sie, war gegangen. Von heute auf morgen war es aus gewesen. Nicht von heute auf morgen, sie hatte längst gewusst, dass er gehen würde. Alles war verloren. War weg, verschwunden, tot.

Sie hob die Hände, drehte die Handflächen nach außen – leer. So würde es bleiben, für immer.

Nein. Erschrocken ließ sie die Hände sinken. Sie versündigte sich. Da waren die Kinder. Sie hatte zwei gesunde, hübsche und kluge Kinder. Sie liebte diese Kinder. War das nicht genug für das Leben einer Frau?

Es war viel, aber es war nicht genug. Nicht genug, um glücklich zu sein. Lächerlich! Wer

war schon glücklich, und was ist das schon – Glück? Eine Fiktion, eine Illusion, eine Wunschvorstellung. Im Grunde war alles ganz unwichtig. Man sollte sich und sein Leben nicht so ernst nehmen.
Nina stand regungslos mitten im Zimmer, sah zu, wie sich der Cognac auf Sessel und Teppich verflüchtigte, und sprach vor sich hin: »Es ist ein Augenblick, und alles wird verwehn!« Dann lachte sie, verließ das Zimmer und ging, um sich ein Glas zu holen.
Im Haus war es still, nur der Hund, der in der Diele lag, stand auf, kam zu ihr, schob seinen Kopf in ihre Hand und begleitete sie in die Küche. Die riesige Küche war aufgeräumt und strahlte vor Sauberkeit. Totenstille auch hier, die Köchin und das Mädchen waren in ihren Zimmern und schliefen sicher schon längst.
Sie nahm sich ein Glas aus dem Küchenschrank, kein Schnapsglas, ein Wasserglas, und kehrte in ihr Zimmer zurück. Es war das Gastzimmer im Haus ihrer Schwester, das sie zurzeit bewohnte. Marleen hatte sie eingeladen.
»Damit du auf andere Gedanken kommst«, hatte sie gesagt.
»Du nimmst das noch immer viel zu schwer. So eine Affäre kann nicht ewig dauern. Nimm dir einen anderen. Es gibt doch noch Männer genug.«
Für Marleen auf jeden Fall. Und sie machte auch Gebrauch davon. Das war nicht Ninas Art. Sie suchte Liebe. Marleen war anders. Die nahm sich, was ihr gefiel. Und jemanden zu lieben außer sich selbst, dazu war sie unfähig, davon war Nina überzeugt.
Heute war sie mit ihrem Liebhaber ausgegangen, in diesen geheimnisvollen Club, den sie so wichtig nahm. Übermorgen würde sie, das hatte sie ihrer Schwester am Nachmittag ganz nebenbei mitgeteilt, für eine Woche verreisen. Zweifellos war der neue Mann der Grund. Sie fuhr einfach weg, nachdem Nina gerade drei Tage da war, und sie überließ es ihr, sich des betrogenen Ehemanns anzunehmen. O nein, das kommt nicht infrage, dachte Nina wütend, nicht noch einmal. Wie komme ich dazu, mit anzusehen, wie er leidet. Es ist peinlich für mich und peinlich für ihn. Er weiß nicht, was er zu mir sagen soll, und ich weiß nicht, was ich zu ihm sagen soll. Die Köchin kocht drei Gänge, das Mädchen serviert sie, wir essen ohne Appetit und machen mühsam ein wenig Konversation, dann verschwindet jeder erleichtert in sein Zimmer. Er kann es bestimmt leichter ertragen, ein betrogener Mann zu sein, wenn keine Zeugen vorhanden sind. Und was soll ich hier? Ich kenne keinen Menschen in Berlin. Es ist weder Trost noch Ablenkung für mich, in diesem Gastzimmer zu sitzen und mich zu betrinken.
Ob er schlief? Es war so unnatürlich still in diesem Haus. Keiner wusste, was er fühlte oder dachte. Er war tüchtig in seinem Beruf, verdiente viel Geld, und in seinem Haus war er so ein armer Hund. Wenn Marleen heimkam, um zwei, um drei, in den frühen Morgenstunden oder auch gar nicht, würde sie ihren Mann nicht sehen oder sprechen, jeder bewohnte ein eigenes Zimmer, seines war bescheiden eingerichtet, ihres war groß und prächtig, und am späten Vormittag, wenn sie aufstand, war er längst fortgegangen. Sie sahen sich beim Mittagessen. Marleen würde lächelnd, überlegen und, wie immer eine Augenweide, am Tisch sitzen und mit lässigem Geplauder Mann, Schwester und eventuelle Gäste unterhalten.
»Miststück!«, sagte Nina, wieder in ihrem Zimmer, und goss sich Cognac in das Wasserglas.

Der Hund war ihr gefolgt. »Pass auf! Hier liegen Scherben.«
Dem Hund zuliebe kniete sie nieder und begann, die Scherben aufzulesen, und natürlich schnitt sie sich dabei in den Finger. »Siehst du, das kommt davon, wenn man so unbeherrscht ist. Jetzt fließt sogar mein kostbares Blut und das geschieht mir recht.«
Befriedigt betrachtete sie die Blutstropfen, die über ihre Hand liefen. Rotes, schweres Blut, sie hatte offenbar viel davon.
Das war natürlich auch eine Möglichkeit: sich die Pulsadern aufschneiden und langsam verbluten. Das würde Marleen lästig sein.
Und er? Am Ende fühlte er sich geschmeichelt und bildete sich ein, sie hätte es seinetwegen getan.
»Bildet sich ein, ich hätte ihn geliebt«, erklärte sie dem Hund. »Ich habe ihn nicht geliebt. Nie. Ich habe nur einen geliebt, und das ist lange her. Manchmal glaube ich, es ist nur ein Traum gewesen. Ein langer verzauberter Traum. Ich lebte in einer verzauberten Welt, weißt du. So etwas gibt es. Und es war nicht nur, weil ich so jung war. Ich glaube, man kann immer so empfinden, wenn man wirklich liebt.« Eine Weile musste sie darüber nachdenken. Wäre es möglich, noch einmal so zu lieben? Nein, und vielleicht hing es doch mit dem Jungsein zusammen.
Den hier habe ich nicht geliebt. Ich wusste längst, dass er mich betrügt. Ich wusste es und wollte es nicht wissen. Und bin so blöd und warte, bis er geht und mich stehen lässt. Das ist es, was mich so ärgert. Ärgert, verstehst du. Du musst nicht denken, dass ich leide seinetwegen.
Gekränkte Eitelkeit also. Marleen hatte das auch gesagt. Und hinzugefügt: Kann mir nicht passieren. Ich lasse es nie so weit kommen. Wenn einer Schluss macht, bin ich es.
Nina sog das Blut aus ihrem Finger, trank von dem Cognac, der zusammen mit dem Blut einen komischen Geschmack in ihrem Mund hinterließ, zündete sich eine Zigarette an und füllte das Glas noch einmal bis zur Hälfte.
Glas und Zigarette in den Händen, trat sie vor den großen Spiegel und betrachtete sich eine Weile neugierig. Zweifellos – Marleen war hübscher. Auf den ersten Blick gesehen. Aber sie gefiel sich selbst besser. Sie sah sich noch immer mit seinen Augen. Was er damals über ihr Gesicht gesagt hatte, als sie achtzehn war, hatte sie nie vergessen. So sah sie sich. Und so war sie auch.
Sie trug eins von Marleens prächtigen Hausgewändern, es war lang und aus blauem Samt, und war so elegant wie Marleens gesamte Garderobe. Drei Kleider hatte Marleen ihr heute geschenkt, kaum getragen. Sie nahm sie nur mit innerem Widerstreben, aber sie nahm sie. Man konnte diesen Tag betrachten, wie man wollte: Sie konnte sich selbst nicht leiden, nicht einmal der Cognac half.
Auf dem herausgeklappten Deckel des Sekretärs – ein echtes Biedermeier-Stück, Marleen hatte es erst kürzlich in das Gastzimmer verbannt, weil sie ihr Zimmer von den Deutschen Werkstätten neu hatte einrichten lassen – lag ein Briefblock. Nina setzte sich und schrieb.
›Früher hatte ich einmal ein Tagebuch. Manchmal schreibe ich jetzt auf Zettel. Ich sollte mir wieder ein Tagebuch zulegen. Leontine meinte, es sei gut, seine Gedanken und Gefühle niederzuschreiben. Es kläre den Kopf und rücke die Dinge zurecht. Und es sei auch sehr lehrreich, später zu lesen, was man früher gedacht und gefühlt habe. Aber ich

schreibe ja sowieso bloß, wenn ich Kummer habe. Wenn ich glücklich bin, schreibe ich nie.‹
Wieder dieses alberne Wort.
Glücklich. Sie strich es aus und schrieb darüber, ›wenn es mir gut geht‹.
War es ihr gut gegangen in den letzten zwei Jahren mit diesem Mann, den sie jetzt hasste?
›NEIN!‹, schrieb sie mit großen Buchstaben. ›Ich wusste immer, dass er nicht viel taugt. Ich wusste es und ich wollte es nicht wissen. Es geschieht mir recht. Recht. Recht. Verprügeln müsste man mich für meine Dummheit. Dafür, dass ich mich selbst belogen habe.‹
Die Wut kam wieder. Wie eine Flamme schlug sie empor, verdunkelte ihren Blick. Sie konnte als Kind schon so zornig werden, unbeherrscht und maßlos wütend. Sie hatte Schläge deswegen bekommen, es hatte nichts genützt.
Eine Weile starrte sie blicklos auf den Hund, der lag, ohne sich zu rühren, den Kopf auf den Pfoten. Er schlief nicht, er sah sie an.
Du hast es gut, du bist ein Hund. Ein Hund bei reichen Leuten. Das ist die beste Art von Leben, die ich mir vorstellen kann. Du bekommst jeden Tag Kalbfleischsuppe mit einem Knochen und mit viel Fleisch drin. Kalbfleisch, wohlgemerkt. Und abends bekommst du ein Kotelett oder Wiener Würstchen. Du fährst nur im Auto und siehst alle Leute auf der Straße hochmütig an. Den meisten Menschen heutzutage geht es viel schlechter als dir. Sie haben höchstens Kartoffelsuppe, und von Kotelett und Wiener Würstchen können sie nur träumen. Ich frage mich, ob du weißt, wie glücklich du bist. Ich bin betrunken, das merkst du ja. Und ich merke, dass du mich voll Verachtung ansiehst. Aber du bist ein Hund und verstehst das nicht. Du weißt nicht, wie schwer es ist, eine Frau zu sein.
Der Hund hätte wenigstens kommen und ihr den Kopf tröstend in den Schoß legen können, das tat er manchmal, er hatte sie gern. Heute tat er es nicht.
Dann lässt du es eben bleiben. Ich werde dich nicht darum bitten.
Sie blickte auf das Blatt Papier vor sich und schrieb den Satz hin, den sie zuvor ausgesprochen hatte. ›Es ist ein Augenblick, und alles wird verwehn. Das ist von Mörike, und Wallenstein schrieb es mir in mein Poesiealbum. Es nahm sich merkwürdig aus zwischen all den blumenreichen Sprüchen, die darin standen. Es gefiel mir. Ich war sechzehn und machte eine elegische Zeit durch, alles erschien mir nichtig, alle Menschen verachtete ich, sogar meine arme Mutter, dieses geplagte Tier. Meinen Vater konnte ich sowieso nicht ausstehen. Und meine Geschwister mochte ich auch nicht besonders. Bis auf Erni natürlich. Er tat mir so leid, weil keiner ihn verstand. Seine kleine Künstlerseele in dem schwachen Körper. Einen gab es, den ich liebte. Mit all der glühenden Fantasie meiner sechzehn Jahre liebte ich ihn. Ich malte mir aus, dass alle anderen weg wären, einfach nicht mehr da, und er und ich allein auf der Welt. Und die Pferde natürlich und die Hunde. Vielleicht kann man nur in seinen Träumen glücklich sein. Sie sind nicht das wirkliche Leben und darum sind sie unser glückliches Leben. Das wirkliche Leben besteht nur aus Tagen. Tage und Nächte. Noch ein Tag und noch ein Tag, man kann sie nicht anhalten. Sie kommen und gehen.
An manchen Tagen geschieht etwas, an anderen Tagen geschieht nichts. Irgendetwas

geschieht immer, Gutes oder Schlechtes, Wichtiges oder Unwichtiges. Die Sonne scheint oder es regnet, das ist schon Programm genug für einen Tag. Es gibt Menschen, die fangen mit ihren Tagen etwas Sinnvolles an. Diese Menschen beneide ich. Für sie muss das Leben anders sein. Möglicherweise glücklich. Vielleicht eben nur – gelebt. Ja, sie leben ihr Leben. Es läuft nicht bloß so vorbei, geht so vorüber, Tag für Tag. Wenn man bedenkt, wie lange Menschen auf dieser Erde leben, und es sind immer nur Tage gewesen. Ein Tag nach dem anderen. An einem werden sie geboren, an einem anderen sterben sie. Und dazwischen sind nichts als Tage. Und Nächte. Man muss sich wundern, dass die Menschen es noch nicht aufgegeben haben, zu leben. Dass sie es nicht sattbekommen haben, all diese Tage durchzustehen, und vor sich den Tag, an dem sie sterben werden. Wozu eigentlich? Aufstehen, Tag vorübergehen lassen, schlafen. Aufstehen, Tag, schlafen. Das ist doch zu dumm. Nächte sind besser, da kann man schlafen. Wenn man schlafen kann. Es wird hell und dunkel und wieder hell und wieder dunkel. Morgen ist heute gestern und ist vorbei. Es ist sinnlos. SINNLOS! Eines Tages ist man tot, und es ist genauso, als wenn man nicht gelebt hätte. So viele Männer sind jung im Krieg gefallen, es wäre besser gewesen, sie wären gar nicht geboren worden. Die paar Tage, die sie gelebt haben, sind kaum der Rede wert. Kindertage, Jugendtage. Es ist so mühsam, jung zu sein. So schwierig. Ich bin meiner Mutter nicht dankbar, dass sie mich geboren hat. Sie hätte es nicht tun sollen. Sicher denken meine Kinder eines Tages genauso. Zweimal habe ich abgetrieben. Zwei nicht geborene Kinder. Sie sind es, die mir dankbar sein müssen. Ich habe ihnen diese Tage und Tage und Nächte und Nächte erspart. Ich habe ihnen den Tod erspart. Ich habe ihnen das Geschenk gemacht, dass sie nicht sterben müssen. Ich finde, das ist das größte Geschenk, das man einem Menschen machen kann. Jeder hat Angst vor dem Tod. Darum klammert sich jeder an das bisschen Leben, an diese Tage und Tage. Darum werden sie nie ...‹

Der Hund sprang auf, spitzte die Ohren, schaute erst zum Fenster und drängte dann zur Tür. Leises Motorengeräusch war zu hören. Also kam Marleen schon nach Hause.

Halb zwei. Nina stand rasch auf, knipste das Licht aus und ließ den Hund hinaus in die Diele. Marleen sollte nicht sehen, dass sie noch wach war.

Im dunklen Zimmer stand sie hinter der Gardine und sah, wie das Auto lautlos vor das Gartentor glitt und hielt. Eine ganze Weile rührte sich nichts. Dann stieg zuerst er aus, ging um den Wagen herum, öffnete auf ihrer Seite den Schlag und streckte seine Hand in das Dunkel des Wagens. Marleens Hand im langen schwarzen Handschuh, Marleens Fuß im Silberschuh, dann Marleen selbst. Sie war wie immer sehr chic gewesen an diesem Abend, ein schwarzes Kleid mit silbernen Streifen durchwirkt, kniekurz, die schlanken Beine in silberhellen Seidenstrümpfen, das Haar ganz kurz geschnitten, eng an den Kopf frisiert, schwarz glänzend wie Lack.

»Willst du nicht doch mitkommen?«, hatte sie gefragt.

»Nein.«

»Wird sicher ganz nett. Wir spielen ein bisschen, tanzen ein bisschen. Baron Ortenau hat sich neulich ausführlich nach dir erkundigt. Wann denn meine charmante Schwester wieder einmal käme.«

»Dieser Miesling!«

»Mon dieu, Nina! Bisschen degeneriert, aber immerhin gute alte Familie. Geld hat er zwar nicht, lebt nur auf Pump. Aber als kleiner Trost doch nicht unbrauchbar.«
»Ich brauche keinen Trost.«
»Nicht? Umso besser.«
Da unten am Tor ein ganz korrekter Abschied. Handkuss für die Dame, höfliches Warten vor dem dunklen Wagen, bis sie das Haus betreten hatte. Dann stieg er ein, wendete den Horch geschickt zwischen den Alleebäumen der Villenstraße, verschwand in der Nacht.
Nina hatte ihn noch nicht zu sehen bekommen, den Neuen, aber sie konnte gewiss sein, dass er nicht degeneriert war, sondern groß und breitschultrig und möglichst blond. Das war der Typ, den Marleen bevorzugte.
Draußen begrüßte der Boxer die Herrin, lautes erregtes Atmen, kleine Freudenlaute. Nina sah ihn vor sich, wie er Marleen umtanzte, an ihr hochsprang. Er durfte tun, was er wollte, und wenn er das teure Kleid zerriss, machte es auch nichts. Marleen zog sowieso kein Kleid mehr als zwei- oder dreimal an.
Marleen Bernauer, schön, elegant, ein Luxusgeschöpf.
Der kleine Jude, mit dem sie verheiratet war, und der ihr dieses Prachtleben zu Füßen legte, schlief allein in seinem Zimmer. Oder schlief auch nicht, sondern lauschte auf ihre Heimkehr. Er liebte sie oder er liebte sie nicht. Er litt oder er litt nicht. Das wusste keiner. Er war bescheiden, einfach, fleißig und arbeitete. Die Tage und Tage seines Lebens waren für die Arbeit da. Nachts schlief er allein. Marleen war nie allein. Und sie war nicht bescheiden. Sie war unter einem Glücksstern geboren. Achtzehnhunderteinundneunzig in einer niederschlesischen Provinzstadt in sehr einfachen Verhältnissen. Ihrer Mutter kostete sie beinahe das Leben, und wenn sie gestorben wäre, hätte sie zwei Jahre später nicht Nina zur Welt bringen können. Von solchen Zufällen hing alles ab.
Nina neidete ihrer Schwester das prachtvolle Leben, manchmal empfand sie Verachtung, manchmal Mitleid. Marleen hatte teure Preise bezahlt für ihr Glück.
Nina lachte, allein im dunklen Zimmer.
Marleen Bernauer – Magdalene Nossek. Wenn ihr Vater das noch erlebt hätte! Die Juden mochte er nicht und der Lebenswandel seiner Tochter Lene war ihm schon damals ein Ärgernis gewesen.
Aber auch das Leben dieser Nossek-Tochter bestand schließlich aus nichts anderem als aus Tagen und Nächten.
Das konnte man sich natürlich nicht vorstellen, damals, zu Hause, wo alles so streng geordnet und festgefügt erschien. Der Strom hatte sie mitgenommen, der dunkle unberechenbare Strom des Lebens, er spülte sie fort, ertränkte sie fast im Sog, trug sie hoch in einem hellen Strudel, so wie er Lene Nossek hochgetragen hatte und sie eines Tages wieder hinunterziehen würde, dahin, wo Nina Nossek wütend gegen den Schlamm kämpfte, der sie zu ersticken drohte.
Tage und Tage, Nächte und Nächte, das war schon alles. Das war das Leben. Ein Augenblick, der verweht.
Ehe sie schlafen ging, zerriss Nina, was sie zuvor geschrieben hatte.

# Die Familie

An einem Tag im März zog ein eisiger Wind die Oder herauf. Tief und grau hingen die Wolken über dem grauen Strom, an den Brückenpfeilern brach sich sprühend das Wasser. Charlotte schauderte vor Kälte, als sie über die Brücke gingen. Sie legte den Arm um die schmächtigen Schultern des Kindes, dessen Mantel viel zu dünn und zu kurz war.
»Ist dir nicht kalt, Trudel? Halt dir den Mantel am Halse zu, du wirst dich erkälten. Gib mir den Korb!«
Aber sie hatte keine Hand frei, musste nach dem Hut greifen, der beinahe davongeflogen wäre.
»Ich kann ihn selber tragen. Und mir ist nicht kalt«, sagte das Kind und lächelte mit blassen Lippen zu ihr auf, seine blonden Zöpfe tanzten im Wind.
Als sie die Brücke hinter sich gelassen hatten und zwischen die Häuser gelangten, spürte man den Wind nicht mehr so sehr.
»Lauf schnell nach Hause, Trudel. Grüß alle schön. Und sag der Mutter ...« Charlotte schwieg. Es gab nichts mehr zu sagen, sie hatte ja erst am Vormittag mit ihrer Tochter gesprochen. »Sag, ich komm' übermorgen wieder vorbei. Und trink gleich was Warmes, ja?«
Trudel machte einen Knicks, ihr kleines eckiges Gesicht hob sich vertrauensvoll Charlotte entgegen. »Und ich danke auch schön, Großmama. Es hat so gut geschmeckt.«
»Du kommst bald wieder einmal zum Essen. Und nun lauf schnell. Ist dir der Korb auch wirklich nicht zu schwer?«
»Nein, gar nicht.«
Charlotte blickte dem Kind nach, es drehte sich noch einmal um, winkte, dann verschwand es unter den Lauben am Rathaus.
Charlotte seufzte, dann ging sie eilig weiter. Der Gedanke an Agnes bedrückte sie. Am Vormittag war sie, wie so oft, rasch einmal bei ihrer Tochter gewesen. Sie fand Agnes mit der Dienstmagd im Waschhaus, das von undurchdringlichem weißem Dampf erfüllt war. Die Magd stand am Waschbrett und rubbelte mit nackten roten Armen, Agnes fischte mit der Holzkelle die schweren heißen Wäschestücke aus dem brodelnden Kessel.
Charlotte hatte ihre Hilfe angeboten, aber Agnes hatte abgelehnt, stattdessen waren sie hinauf in die Wohnung gegangen, weil Agnes sowieso nach den Kindern sehen wollte, wie sie sagte. Währenddessen hatte Charlotte die Vorräte in der Speisekammer überprüft und festgestellt, dass das Eingemachte bis auf ein Glas aufgebraucht war.
»Ich habe noch ein paar Gläser mit Erdbeermarmelade«, sagte sie. »Und Pflaumenmus muss auch noch da sein. Und Birnenkompott. Du weißt schon, von den schönen gelben Birnen aus Kätes Garten. Die bringe ich dir heute Nachmittag.«
»Ich kann sie mir ja holen, Mama.«
»Du hast doch keine Zeit, wenn du Wäsche hast. Ich komme sowieso heute noch einmal in die Stadt, ich gehe am Nachmittag zu Leontine.«
»Dann schicke ich dir Trudel, sie kann dir helfen, die Gläser zu tragen.«
Doch Charlotte hatte eine bessere Idee.

»Ich werde Trudel von der Schule abholen. Ich hab' noch Klößel von Sonntag und Schweinebraten, das wollte ich sowieso heute wärmen. Es reicht für zwei, sie kann gleich mit mir essen.«
»Ach, das wäre wunderbar, Mama«, sagte Agnes dankbar. »Dann mache ich für die Kinder einen Brei, und für Berta und mich habe ich noch Erbsensuppe.«
Die große Wäsche fand immer an einem Tag statt, an dem ihr Mann nicht zum Essen nach Hause kam. Heute war er mit dem Baron in den Landkreis gefahren, erzählte Agnes, und würde vor Abend nicht zurückkehren.
Agnes strich sich das verwirrte braune Haar aus der Stirn, es war nass vom Dampf, ihre Hände waren rot und gedunsen.
»Ich muss dir noch etwas sagen, Mama.«
Daran dachte Charlotte jetzt, als sie leicht vorgebeugt gegen den Wind anging, mit der einen Hand hielt sie den Hut fest, in der anderen trug sie die Tasche und den Regenschirm. Immer musste man sich Sorgen machen wegen der Kinder, das war ein Leben lang so gewesen, es würde sich wohl nie ändern. Grau wie dieser Tag, so grau war das ganze Leben.
Eine Viertelstunde später sah das Leben freundlicher aus, sie saß auf Leontines rotem Plüschsofa, ganz nah am Kachelofen, der eine wohlige Wärme ausstrahlte, und die alte Lina, die schon seit dreißig Jahren Leontines Haushalt versorgte, stellte die Kaffeekanne und einen großen puderzuckerbestreuten Napfkuchen auf den runden Tisch.
»Ach, das tut gut, hier zu sitzen«, sagte Charlotte mit einem tiefen Seufzer. »Ein schreckliches Wetter ist das heute.«
»Es wird Frühling«, sagte Leontine heiter.
»Davon habe ich nichts bemerkt.«
»Der Wind vertreibt den Winter. Sie werden sehen, wenn er ausgeblasen hat, kommt die Sonne.«
Der Kaffee duftete, der Kuchen schmeckte vorzüglich, Charlotte seufzte zufrieden, legte ihr Strickzeug bereit, legte sich die Worte zurecht, um Leontine ihr Herz auszuschütten. Aber zunächst kam sie nicht dazu. Leontine war randvoll von diesem albernen Brief erfüllt. Erst erzählte sie davon, dann holte sie ihn, zitierte einige Stellen daraus, schließlich, auf Charlottes missbilligendes Kopfschütteln hin, las sie ihn vor, von Anfang bis Ende.
»Nun? Was sagen Sie dazu?«
Charlotte schüttelte abermals den Kopf, seufzte, warf einen scheelen Blick auf den Brief und sagte ablehnend: »Ich halte es für Unsinn. Ich kann das nicht glauben.«
»Da! Lesen Sie selbst, wenn Sie mir nicht glauben.«
Der Brief landete mitten auf dem Tisch, zwischen den Kaffeetassen. Leontine klopfte noch dreimal mit dem Finger auf die eng beschriebenen Blätter, schob die Brille auf die Stirn, ihre dunklen Augen blitzten vor Begeisterung.
»Aber ich glaube Ihnen ja, dass alles so dasteht, wie Sie es mir vorgelesen haben«, sagte Charlotte uninteressiert, ohne den Brief eines Blickes zu würdigen. »Ich glaube nur nicht, dass etwas daraus wird. Das ist doch eine Verrücktheit, weiter nichts. So etwas gibt es gar nicht.«

»Und ob es das gibt! Das wird es jetzt öfter geben. Das ist nur der Anfang.« Leontine nahm den Brief wieder in die Hand und schwenkte ihn wie eine Fahne. »Dass ich das noch erleben darf! Eins von meinen Mädchen.«
»Sie kennen sie doch kaum.«
»Ich erinnere mich ganz genau an sie. Sie war nicht lange bei mir, ein knappes Jahr etwa. Dann zog die Familie nach Leipzig. Ich sehe sie noch vor mir, ein kleines energisches Ding mit dicken schwarzen Locken. Ein nettes Kind. Und sehr intelligent.«
»Ihr Vater hatte das kleine Pelz- und Modegeschäft in der Langen Gasse, das weiß ich auch noch. So ein rundlicher kleiner Jude. Er hatte immer hübsche Sachen. Und war nicht teuer.«
»So ist es, so ist es. Und der Großvater war ein Fellhändler aus Kiew. Das müssen Sie sich einmal vorstellen. Evchen ist schon hier geboren. Aber ihr Vater ist noch in Russland geboren. Und der Alte, der Großvater, war ein ganz frommer Jude. Er kam immer hier vorbei, wenn er in die Synagoge ging. Er trug ein kleines schwarzes Käppchen und hatte einen langen weißen Bart. Und jetzt macht seine Enkeltochter das Abitur und wird studieren.«
Charlotte lächelte säuerlich.
»Abwarten!«
»Vielleicht werde ich es noch erleben, dass eins von meinen Mädchen eine richtige Ärztin wird. Evchen würde ich es zutrauen, sie wird das schaffen. Ich sage Ihnen ja, sie war als Kind schon sehr entschieden in allem, was sie tat. Und sie hat mich nicht vergessen, ab und zu hat sie mir geschrieben. Agnes müsste sie eigentlich noch kennen.«
»Ihr Vater hat es also demnach in Leipzig weit gebracht.«
»Es scheint ihnen gut zu gehen. Es war ein Glück für sie, dass sie gerade nach Leipzig gingen.«
»Wegen des Pelzhandels dort, meinen Sie?«
»Das meine ich nicht allein. Wegen dieser Käthe Windscheid. Das muss eine erstaunliche Frau sein. Sie wird in Leipzig Abiturkurse für Mädchen abhalten, und wenn ein Mädchen Abitur hat, kann es auch studieren.«
»Ja, ja«, sagte Charlotte ungeduldig, »das haben Sie mir ja vorgelesen. Ich halte es trotzdem für Unsinn. Wozu braucht ein Mädchen Abitur? Und warum soll es studieren? Dazu sind die Männer da.«
»Sie leben an Ihrer Zeit vorbei, Charlotte! Wie die meisten Frauen. Fast alle. Wenn alle so dächten wie Sie, dann würde sich nie etwas ändern.«
»Aber warum soll sich denn etwas ändern?«
»Warum? Warum? Weil wir auch nicht dümmer sind als Männer. Darum. Weil wir dasselbe können, was Männer können. Weil wir nie frei sein werden, wenn wir nicht arbeiten dürfen.»
»Aber alle Frauen arbeiten. Für ihre Familie, für die Kinder. Ist das nicht Arbeit genug?« Sie sah ihre Tochter vor sich, über die dampfende Wäsche gebeugt. War das nicht gerade Arbeit genug? Warum denn noch studieren?
»Das ist nicht die Arbeit, die ich meine.«
»Ich stelle es mir nicht sehr angenehm für ein Mädchen vor, auf die Universität zu gehen.

Da sind lauter junge Männer. Es ist einfach zu gefährlich. Stellen Sie sich vor, welchen Versuchungen junge Mädchen ausgesetzt wären. Und am Ende würden die Studenten die Mädchen doch nur verspotten und ... und ...« Nein, was die Studenten noch mit den Mädchen anstellen könnten, das mochte Charlotte nicht aussprechen.
»Das kann sein«, gab Leontine zu. »Am Anfang wird es sehr schwierig sein. Es gehört viel Mut dazu für ein Mädchen. Und viel Ausdauer.«
Leontine schob die Brille wieder auf die Nase und vertiefte sich erneut in ihren geliebten Brief.
»In Zürich will sie studieren, schreibt sie. Dort sind sie am fortschrittlichsten. Die Universität in Zürich hat als Erste das Frauenstudium zugelassen. Und die ersten Frauen, die dort studiert haben, waren Russinnen, stellen Sie sich so etwas vor. Wir sollten uns vor ihnen schämen.«
»Mein Gott, wie Sie wieder übertreiben, Leontine; so ein paar verrückte russische Mannweiber, zu hässlich wahrscheinlich, um einen Mann zu bekommen. Glauben Sie mir, es werden immer nur Ausnahmen sein, die so etwas unternehmen.«
»Nun, immerhin wird es jetzt schon ein Mädchen aus unserer verschlafenen kleinen Stadt sein, das studieren wird. Warten Sie nur ab, in den nächsten Jahren werden es immer mehr werden. Endlich werden die Frauen begreifen, was für Möglichkeiten sie haben. Auch Sie, meine Liebe, werden es eines Tages anders sehen.«
»Ich?« Charlotte lächelte mitleidig. »Ich bestimmt nicht. Ich lehne das ab. Es passieren genügend schreckliche Dinge heutzutage. Auch noch studierende Frauen, das wäre unvorstellbar. Was soll aus der Familie werden? Die Frauen sind heutzutage sowieso so nachlässig und so ... so ... hemmungslos. Es ist schlimm genug, wie es zugeht in der Welt. Die Zeiten haben sich geändert, das ist wahr. Aber nicht zum Guten. Ich begreife die Welt nicht mehr. All dieses moderne Zeug, das man den Leuten einredet, für meinen Kopf ist das nicht fassbar.«
Fünf Maschen noch, dann war die Nadel zu Ende. Charlotte ließ die Strickerei in den Schoß sinken, seufzte wieder einmal – sie besaß eine beachtenswerte Fertigkeit, variationsreich zu seufzen –, griff nach der Kaffeetasse, leerte sie und richtete anschließend den Blick auf ihr Gegenüber, in Erwartung der Belehrung, die unweigerlich folgen würde.
Leontine von Laronge trommelte mit den Fingern auf den Tisch, eine Handarbeit hinderte sie nicht daran, sie verabscheute Handarbeiten, dann legte sie los: »Erstens, meine Liebe, können sich Zeiten gar nicht ändern, denn es gibt sie nicht. Es gibt nur die Zeit. Sie ist so bedeutungsvoll, dass man sie nicht in den Plural versetzen kann. Alle bedeutenden Dinge sind nur im Singular vorhanden. Der Verstand. Die Vernunft. Die Liebe, der Hass. Der Hunger, der Durst, die Jugend, das Glück, das Leben, der Tod. Und eben auch die Zeit. Diese Worte in den Plural zu versetzen, ist Unsinn. Sie verstehen, was ich meine?«
Ein strenger Blick über den Tisch hinweg, Charlotte nickte ergeben. Zurechtweisungen dieser Art war sie von ihrer Freundin gewohnt.
»Man kann bestenfalls sagen«, fuhr Leontine fort, »die Sitten hätten sich geändert, die Anschauungen, die Mode. Und daran ist nichts Ungewöhnliches, das war schon immer so, seit Menschen auf dieser Erde leben. Zweitens kann wohl keiner von sich behaupten, er

habe die Welt begriffen. Und was drittens Ihren Kopf betrifft, liebe Charlotte ...« Das Fräulein von Laronge lächelte, ein wenig spöttisch, ein wenig mitleidig, war aber so höflich, den begonnenen Satz nicht zu beenden.
Charlotte warf einen kurzen Blick in das kluge kleine Gesicht, dann strickte sie in erhöhtem Tempo weiter und sagte ein wenig spitz: »Ja, ja, ich weiß, was Sie sagen wollen. Ich bin zu dumm, um diese moderne Welt zu begreifen.«
»Das habe ich nicht gesagt. Außerdem ist es weder allein eine Frage der Dummheit noch eine Frage der Klugheit, wenn man den Wandel aller Dinge auf Erden nicht anerkennt oder nicht anerkennen will. Es ist eine Frage der Bereitschaft. Und zuvor eine Frage der Einsicht. Alles wandelt sich, alles verändert sich, seit eh und je. Wenn dem nicht so wäre, lebten wir noch in der Steinzeit.«
»Aber eines werden Sie mir doch zugeben: dass sich durchaus nicht immer alles zum Besseren verändert.«
Das war ein gutes Stichwort. Fräulein von Laronge legte die Fingerspitzen zusammen, wie sie es gern tat, wenn sie ins Dozieren kam, überdies wusste sie, dass sie noch immer bemerkenswert schöne Hände besaß. Dann begann sie eine längere Rede.
»Was ist gut, was ist schlecht, meine Liebe? Was besser, was schlechter? Für wen ist dieses besser und jenes schlechter? Wer will das beurteilen, geschweige denn entscheiden. Wir, die wir mittendrin stehen? Jene, die vor uns waren? Jene, die nach uns kommen? Sehen Sie, zunächst muss man sich diese Fragen vorlegen. Fragen, die sich nicht ohne Weiteres beantworten lassen. Eins jedoch kann man wohl mit Bestimmtheit sagen: Wir leben in einem Zeitalter des großartigsten Fortschritts. Was alles geschehen ist in unserem Jahrhundert – es ist enorm. Als ich geboren wurde, reiste man noch, wenn überhaupt, mit der Postkutsche. Denken Sie nur an die Mühen, denen sich unser Goethe mit seinen Reisen unterzog. Diese Unbequemlichkeiten, diese Strapazen! Heute durchqueren Eisenbahnzüge in rasendem Tempo unseren Kontinent. Und nicht nur den unseren, das weite Russland, die unendliche Ausdehnung Amerikas werden dem Menschen mühelos erschlossen durch dieses technische Wunderwerk auf Schienen. Wann je hätte die Menschheit sich derartiges erträumt? Wäre ich je nach Paris gekommen, ohne die fabelhafte Erfindung der Eisenbahn?«
Die Reise nach Paris, vor elf Jahren unternommen, in Jahren zusammengespart, war das größte Ereignis im Leben Leontines gewesen, und es gab eigentlich kaum ein Gespräch, in dem sie nicht auftauchte, manchmal kurz erwähnt, meist jedoch ausführlich erzählt, durchaus plastisch und interessant dargestellt.
Heute machte sie es kurz.
»Wie töricht haben die Leute zum größten Teil reagiert, als die ersten Eisenbahnen durch das Land rollten«, fuhr sie fort.
»Ich erinnere mich noch gut daran, wie mein Vater auf dieses Ungeheuer schimpfte, so nannte er die Eisenbahn nämlich. Sie sei ein Werk des Teufels, sagte er, sie verpeste die Luft, sodass man kaum mehr atmen könne, und für den Unglücklichen, der in ihr reise, bedeute sie Krankheit, wenn nicht gar den Tod, weil die anormale Geschwindigkeit der Fortbewegung sein Hirn schädigen müsse. Nun, meinem Gehirn hat die Reise nach Paris nicht das Geringste angetan. Ich habe diese Reise in jeder Minute genossen. Ich habe die

Heimat meiner Vorfahren kennengelernt« – Leontine stammte aus einer Hugenottenfamilie – »und ich habe die befriedigende Erfahrung gemacht, dass meine Schülerinnen bei mir die Sprache Voltaires korrekt genug lernen, um jederzeit in der Lage zu sein, sich in Frankreich zu verständigen, falls ihr Weg sie je dorthin führen würde.« Sie blickte voll berechtigtem Stolz auf ihr Visavis, doch Charlotte hob nicht die Augen von der Strickerei. Das kannte sie alles schon. Vor- und rückwärts kannte sie es.
»Mein Vater war ein kluger Mann«, fuhr Leontine fort, »der Meinung war ich als Kind, der Meinung bin ich noch heute. Aber auch kluge Menschen können sich irren. Sie können falsch urteilen, wenn sie nicht aufgeschlossen sind für das Neue, für den Wandel, für die Veränderungen, die täglich um uns herum geschehen, im Großen wie im Kleinen, an Menschen und Dingen, in jedes Menschen Dasein, in dem sich ja täglich auch alles ändert und wandelt.«
So ging es noch eine Weile weiter, Leontine hörte sich gern reden, war verliebt in umständliche Formulierungen, außerdem war sie daran gewöhnt, dass man ihr zuhörte und nicht widersprach. Denn wenn sie etwas besaß und bewahrt hatte, unverändert und unwandelbar, so war es Autorität.
Charlotte Hoffmann strickte unterdessen emsig weiter, hörte nur mit einem Ohr zu, wohl wissend, dass die Predigt noch eine Weile dauern und unweigerlich bei der Jugend enden würde.
Widersprochen hätte Charlotte eigentlich ganz gern. Sie hätte gern gefragt, worin eigentlich Wandel und Veränderung in ihrem eigenen Leben bestanden. Mochte ja sein, dass die Welt rundherum sich unablässig änderte und die Menschen dazu. Aber in ihrem Leben, in Charlotte Hoffmanns kleinem bescheidenen Leben, änderte sich überhaupt nichts. Es blieb sich immer und ewig gleich, war sich gleich geblieben in den grauen und eintönigen Jahren, die hinter ihr lagen. Aber noch während sie das dachte, entdeckte sie, dass das nicht stimmte. Wie viel hatte sich nicht verändert! Allein durch die Kinder, durch ihr Aufwachsen, ihre Ehen, waren nicht neue, unerwartete Horizonte hinzugekommen? Eins allerdings war sich gleich geblieben: die Angst, die Sorge um die Kinder. Auch jetzt die neue Sorge um Agnes.
»Zugegeben, es wurde mir leicht gemacht, aufgeschlossen zu sein, bereit für alles Neue, für jeden Fortschritt«, so weit war Leontine nun gekommen, »das bewirkte mein Umgang mit der Jugend. Man kann selbst nicht stehen bleiben, wenn man mit offenen Augen die Entwicklung junger Menschen beobachtet. Noch dazu, wenn man das Glück hat, in einer Zeit zu leben, die das große Werk eines Humboldt, eines Pestalozzi zum Erbe erhielt. Und was ist die Entwicklung eines jungen Menschen letzten Endes anderes als die Entwicklung der Menschheit? Mitzuerleben, wie ein junger Mensch heranwächst, wie er sich selbst begreifen lernt, seinen Weg findet, reifer wird, endlich erwachsen wird, ein selbständiges Individuum ...« Hier stockte ihr Redefluss.
Gewohnt, sich nicht nur präzise auszudrücken, sondern auch stets ehrlich zu sein, gefiel ihr nicht so recht, was sie gesagt hatte. Trocken fügte sie hinzu: »Bestenfalls ist es so. Leider lernt durchaus nicht jeder, sich selbst zu begreifen, nicht jeder findet seinen Weg. Es ist immer noch viel Dunkelheit um die Menschen. Es bleibt die Unvollkommenheit, die Ungerechtigkeit, mit der wir leben müssen.«